



In den Tagen der Blockade (Teil 3)

Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Rahmen der Humanitären Geste der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der heute noch lebenden Opfer der Leningrader Blockade. Das Projekt „Humanitäre Geste“ wird von der Stiftung zur Förderung und Entwicklung deutsch-russischer Beziehungen „Deutsch-Russisches Begegnungszentrum St. Petersburg“ (drb) in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung St. Petersburg, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in St. Petersburg, der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH und dem JugendSozialwerk Nordhausen e.V. umgesetzt.

Übersetzung aus dem Russischen: Sophie Tempelhagen

Im Jahr der 75. Jubiläums des Sieges entschlossen sich die Mitarbeiter des Russischen Ethnografischen Museums, auf der Website des Museums Jewgenija Nikolajewna Studenetskajas Memoiren über die Leningrader Blockade zu veröffentlichen. Studenetskaja (1908-1988) war Kaukasistin, Ethnografin und Angestellte des Museums. Von 1938 bis 1981 leitete sie am Staatlichen Museum der Ethnografie der Völker des UdSSR (seit 1992 Russisches Ethnografisches Museum) die Abteilung zur Ethnografie der Völker des Kaukasus.

J.N. Studenetskaja arbeitete in den 1980er Jahren augenscheinlich an einem Manuskript. Dies waren Berichte und Entwürfe, die auf „Erinnerungen und Notizen aus den Jahren 1941/42“ beruhten. Alle 22 Berichte stellen in sich geschlossene Werke dar. Die Herausgeber bemühten sich, nach Möglichkeit die Orthografie und Zeichensetzung der Autorin beizubehalten, nur offensichtliche Fehler wurden von ihnen korrigiert. Redaktionelle Erläuterungen wurden im Text durch eckige Klammern deutlich gemacht, Anmerkungen der Herausgeber wurden in Form von Endnoten hinzugefügt.

J.N. Studenetskaja bewahrte das Andenken an eine tragische Periode im Leben des Museums sowie des Landes. Ihre Erinnerungen sind eine unschätzbare Quelle, die davon zeugt, dass die Geschichte des belagerten Leningrad in erster Linie aus der Geschichte der Einwohner der Stadt besteht.

In den Tagen der Blockade. J.N. Studenetskaja

Ich, die Autorin der Memoiren „In den Tagen der Blockade“, bin Jewgenija Nikolajewna Studenetskaja, geboren 1908, seit Mai 1940 Mitglied der KPdSU, Parteiausweis Nr. 10296788, seit August 1981 in Rente.

Nach dem Abschluss der Staatlichen Universität Leningrad fing ich am 1. Dezember 1930 in der Ethnografischen Abteilung des Russischen Museums (heute Staatliches Museum der Ethnografie der Völker des UdSSR, Orden der Völkerfreundschaft) an, wo ich 51 Jahre lang arbeitete: als wissenschaftliche Assistentin, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin der Abteilung zu den Völkern des Kaukasus. In regelmäßigen Abständen vertrat ich, ohne meine hauptamtliche Stelle zu verlassen, die Stelle der wissenschaftlichen Sekretärin sowie der wissenschaftlichen Direktorin.

Ich war Redakteurin der Wandzeitung, Mitglied und Vorsitzende des JK [1], Mitglied der Parteileitung und Sekretärin der Parteiorganisation. Ich habe über 40 gedruckte Arbeiten publiziert.

Zu Beginn des Großen Vaterländischen Krieges war ich, dem Mob[ilisierungs]plan zufolge, verantwortlich für die Evakuierung der wertvollsten Museumsexponate, die fristgemäß in die Stadt Gorki [2] gebracht wurden. Später wurden sie nach Nowosibirsk umgelagert. Ich blieb bis zum 8. April 1942, um im Museum zu arbeiten, war stellvertretende Leiterin des Objekts und Sekretärin der Parteiorganisation.

Das Museumsgebäude (Inschenjernaja-Straße 4) wurde gleich im ersten Kriegsjahr schwer beschädigt. Es wurde von vier Sprengbomben sowie von Artilleriegeschossen getroffen. Die Hälfte des Mitarbeiterstabes starb im ersten Winter an Hunger.

Am 8. April 1942 wurde auf Anordnung des Volkskommissariats für das Bildungswesen eine Gruppe (acht Personen) von Museumsmitarbeitern nach Nowosibirsk versetzt, wo sich die evakuierten Exponate befanden. Um diese Wertgegenstände zu erhalten, wurde eine Museumsfiliale eingerichtet, die für den Erhalt und die Inventur der Exponate zuständig war. Die Museumsangestellten hielten Vorträge, setzten ihre wissenschaftliche Arbeit fort und richteten zudem eine Ausstellung zu den Völkern des Kaukasus ein, die mit der Befreiung des Kaukasus von den deutschen Besatzern verbunden war.

Im September 1945 war ich als Direktorin der Filiale für die Rückführung der Kollektion nach Leningrad verantwortlich.

Die Notizen "In den Tagen der Blockade" basieren auf Erinnerungen und Aufzeichnungen, die in den Jahren 1941/42 gemacht wurden.

In den Tagen der Blockade (nur Fakten)

[...]

"Papa Sacharows" Walnüsse

Es war im Januar 1942. Schon viele Museumsangestellte waren an Hunger und Kälte gestorben. Ein Großteil der Mitarbeiter war kaserniert, sie wohnten in einem der Kellerräume

des Gebäudes. Männer und Frauen lebten in einem Raum. Auf den eng zusammengeschobenen Pritschen lagen Lebende, bisweilen entdeckte man aber auch Menschen, die über Nacht gestorben waren.

Andere, darunter auch ich, lebten in ihren Wohnungen oder in den Zimmern von Freunden, wo sie sich "zu Häuflein" zusammengedrängten, um sich leichter am gemeinsam genutzten "Kanonenofen" wärmen zu können.

Im Schutzraum des Wohnheimes wurde mit Splittern der zerstörten Decken des Museumsgebäudes ein großer Herd geheizt (vor dem Krieg war dort die Werkstatt für Mannequins gewesen). Jeder für sich trocknete die Stückchen seiner Brotration oder röstete sie in Leinöl, kochte Wasser oder Kaffee, machte Sülze aus Tischlerleim oder buk Fladen aus angefeuchtetem trockenem Senf.

Im Wohnheim lebte auch "Papa Sacharow": ein alter Kommunist, seit 1904 Parteimitglied, ein verdienter Mensch, aber mit vielen Ticks im Alltag und einem ziemlich komischen Äußeren [18]. Man behandelte ihn mit einer Mischung aus Respekt und Hohn. "Papa Sacharow" hatte noch einige Walnüsse aus der Vorkriegszeit. Er aß ein bis zwei pro Tag, wobei er sich in die hinterste Ecke zurückzog, von wo dann nur noch die schwachen Schläge des Ziegelsteinstückchens, mit dem er die Nüsse knackte, und das langsame Schmatzen hervordrangen. Seinen Reichtum teilte er mit niemandem, was zu jener Zeit niemanden verwunderte oder gar beleidigte.

Meine Beziehung zu "Papa Sacharow" war schwierig. Als ich im dritten Jahr meiner Arbeit am Museum (1933) in der Abteilung für die Völker des Kaukasus als einzige Mitarbeiterin mit der Position einer wissenschaftlichen Assistentin geblieben war, war ich das Dienstmädchen für alle. Von Zeit zu Zeit wurde ein Vorgesetzter für mich bestimmt. Normalerweise waren das zufällige Menschen, die nach zwei bis drei Monaten gingen. Mein letzter "Chef" (im Jahr 1936) war "Papa Sacharow". Er war ein Mensch mit Hochschulbildung, sehr kultiviert und mit reicher Lebenserfahrung. Dabei war er ein Mensch von kristallklarer Ehrlichkeit und einem hohen Verantwortungsbewusstsein. Mit dem Kaukasus verband ihn aber nur, dass er in seiner Jugend einmal den Elbrus erklommen hatte. Einige Monate später fuhr ich mit ihm und noch einem weiteren Mitarbeiter auf eine ethnografische Expedition in den Nördlichen Kaukasus [19]. Diese Reise zeigte, dass ihm nicht nur die nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten fehlten, sondern dass auch seine seltsamen Angewohnheiten und Schrullen es ihm nicht gestatteten, den für einen Ethnografen notwendigen Kontakt zur Bevölkerung herzustellen ... Bei unserer Rückkehr nach Leningrad rief uns der Direktor des Museums [20] beide zu sich und fragte mich in Anwesenheit von W.W. Sacharow nach meiner Meinung über die Expedition und seine Arbeit dabei. Ich war gezwungen, freimütig mein Urteil über die nicht genügende Qualifikation meines Vorgesetzten für die Arbeit in einer Expedition zu bekennen: "Wassili Wassiljewitsch hat unabsichtlich unsere Arbeit gestört." Mit einem mulmigen Gefühl wartete ich auf das Resultat meiner Direktheit. Ein paar Tage später wurde W.W. Sacharow auf eine andere Stelle versetzt. Ich aber wurde mit der kommissarischen Leitung beauftragt und schon bald zur Leiterin der Abteilung der Völker des Kaukasus ernannt.

Zwei Jahre vergingen. Als im Jahr 1938 über meinen Eintritt in die Partei gesprochen wurde, kam W.W. Sacharow zu mir und fragte, ob ich einverstanden sei, dass er mir eine Empfehlung gebe. Ich war erschüttert und gleichzeitig erfreut, dass ein solcher Mensch, ein solcher Kommunist, sich mit einem solchen Vorschlag selbst an mich gewandt hatte. Mehrere Stunden dauerte unser Gespräch über mich und meine Eltern. Dieses Gespräch hat sich mir für mein ganzes Leben eingeprägt.

Und jetzt kam ich an einem der schwersten Januartage des Jahres 1942 aus irgendeinem Grund in den Schutzraum des Wohnheims. "Papa Sacharow" rief mich zu sich und bewirtete mich mit einigen Walnüssen. Das kam so dermaßen unerwartet für alle Anwesenden wie auch für mich, dass ich es als leuchtendsten Beweis seiner gütigen Beziehung zu mir auffasste. Aber ablehnen konnte ich nicht.

Schon bald wurde W.W. Sacharow als alter Kommunist aus Leningrad evakuiert. Er starb jedoch auf dem Weg.

Zu Besuch

"Komm doch zum Geburtstag zu Besuch! Ich habe Leinöl!"

Wir kamen mit unseren eigenen Brotrationen zu Besuch. Nicht alle aber hatten Leinöl, um es anzurösten. Dafür habe ich Glycerin mitgebracht und wir konnten den Kaffee süßen. Die Feier fand statt.

Banja

In Leningrad begannen die Banjas zu öffnen. Darunter war auch meine Lieblingsbanja auf der Tschaikowski-Straße. Eintrittskarten für den Besuch bekam man auf der Arbeit. Mila [21] und ich erhielten je eine Eintrittskarte.

Im großen Waschraum ist es kühl und still, obwohl viele Menschen da sind. Einander anzusehen war schrecklich ... und aus irgendeinem Grund auch peinlich. Aber aus der Dusche floss in einem dünnen Strahl warmes Wasser.

Das ist sie, die Wonne!

Examen

In den Jahren 1939/40 hatte ich am Lehrstuhl für Museumskunde an der Historischen Fakultät des N.-K.-Krupskaja-Instituts unterrichtet.

Im Januar 1942 wohnte ich bereits in der dritten Wohnung, nachdem meine Vorkriegswohnung zerstört worden war. Hier aber suchte mich eine unbekannte Frau auf und sagte, dass ich in zwei Tagen ins Institut (damals war es auf die Petrograder Seite verlegt worden) zu kommen hätte, um bei den Studenten, die ihren Abschluss machten, die Prüfung zum Staatsexamen in meinem Fach abzunehmen. Ich war verblüfft und begeistert.

“Wie denn, studieren die etwa?”

“Ja. Die Jungs sind alle an die Front gegangen, aber die Mädels studieren.”

Das waren für mich besonders schwere Tage. Vor kurzem erst war meine Tochter gestorben, die nur 24 Tage auf dieser Welt hatte verbringen dürfen. Schon seit mehreren Tagen stand meine Mutter nicht mehr vom Bett auf, seit mehreren Monaten hatte ich keine Nachrichten von meinem Mann an der Front. Aber ablehnen konnte ich nicht. Das war auch meine Prüfung. Zwei Tage später schleppte ich mich von der Inschenernaja-Straße über das Marsfeld und die endlos erscheinende Kirow-Brücke [22].

Zweimal fiel ich vor Schwäche und wegem dem starken Gegenwind hin. Ich lag, hatte keine Kraft, um aufzustehen. Aber es fanden sich gute Menschen, die mir halfen.

In meinem Kopf rotierte die ganze Zeit ein Gedanke:

“Sie studieren noch! Dafür allein schon müsste man ihnen allen eine Eins geben - ohne irgendwelche Prüfungen!” Das dachte ich, obwohl ich als strenge Dozentin galt.

An der Einfahrt empfingen mich meine Studentinnen, von denen ich im Frühjahr 1941 Abschied genommen hatte. Sie erkannten mich nicht. Die Studentinnen halfen mir, die Treppe emporzusteigen, und führten mich in ein kleines Zimmer, das man wohl als “Hexenküche” bezeichnen könnte. Offenbar war es früher das Büro für Naturkunde gewesen. Auf den Regalen an den Wänden standen Gläser, ausgestopfte Tiere, Herbarien und auf Karton gespannte Frösche. In der Ecke aber, die vom Feuerschein eines geheizten “Kanonenofens” erleuchtet war, rührte sich ein, so schien es, rosafarbenes Skelett.

Neben dem Kanonenofen saßen zwei “alte Hexen”, in Umschlagtücher eingehüllt. Die eine von ihnen schürte das Öfchen mit einem Feuerhaken. Als sie den Kopf hob, zeigte sich ein langer, zerzauster, grauer Professorenbart. Wir drei bildeten die wohl furchteinflößendste staatliche Kommission der Welt.

Und so begann das Examen. Wie glücklich war ich, als ich mich überzeugte, dass diese dürren Mädchen mit den riesigen Augen in den dunklen Gesichtern zwar mit leiser Stimme antworteten, doch sicher und richtig. Wir prüften 23 Studentinnen: 15 bekamen ehrliche

Einsen, die anderen bekamen Zweien. Im Laufe der Prüfung ging mit einem unerwarteten Ruck die Tür auf und herein kam in Frontuniform einer unserer begabtesten Studenten, den man für zwei Tage von der Front in die Stadt hatte kommen lassen. Als er bei einer Freundin vorbeischaute, erfuhr er, dass diese für die Prüfung zum Staatsexamen ins Institut gegangen war, und er ging ihr nach. Er legte ein glänzendes Examen ab und ging zurück an die Front. Dabei flößte er uns allein mit seinem Anblick, dem vom Frost gezeichneten Gesicht und seiner klangvollen Stimme Munterkeit und Hoffnung ein. Es war das Leben selbst. Einige Tage später wurde er getötet.

Schon am Abend, als mich die Studentinnen nach Hause begleiteten und mit zwei Frikadellen aus Gedärm versorgten, hob meine Mutter, die wegen meiner Abwesenheit besorgt gewesen war, den Kopf vom Kissen und fragte erstaunt:

“Schenja, was ist mit dir? Du lächelst?!” Es war mein erstes Lächeln seit dem Tag, an dem meine Tochter gestorben war.

“Mama, wir haben die Prüfung bestanden!”

Sarg zu verkaufen

Eine solche Mitteilung las ich auf einem Fetzen Papier, an einen Laternenmast geklebt. Zwei Wörter und eine Adresse. Viele Tage lang ließ mir diese Mitteilung keine Ruhe ... Einen Verstorbenen zu beerdigen war sehr schwer. Für das Ausheben eines Grabes, für einen fertigen Sarg wurde mit Brot gezahlt.

Aber warum wurde dieser Sarg verkauft? Konnte jemand ihn nicht gebrauchen? Hatte man vorgesorgt, der Sterbende aber überlebt?

Wenn es doch so wäre! Manchmal, so hört man, bringen sie die Verstorbenen im Sarg bis zum Massengrab und begraben sie dann ohne Sarg. Oder hatte jemand Säрге zum Verkauf angefertigt, um selbst zu überleben? Alle diese Gedanken plagten mich, aber nicht für lange. Tod, Grab, Sarg, Leichenhaus - all diese Wörter hielten unausweichlich und stetig Einzug in unser Blockadeleben.

Ein Versprechen

“Schenja”, sagte Mutter, als sie sich besonders schwach fühlte, “versprich mir, dass du meinen Wunsch erfüllst!”

“Was für einen Wunsch, Mama? Wie kann ich es denn versprechen, wenn ich nicht weiß, was du möchtest? Gerade ist alles schwierig.”

“Du kannst ihn erfüllen, versprich es nur!”

“Das kann ich nicht, solange ich nicht weiß, worum es geht.”

Als ich aber sah, wie erregt Mutter war, wie ihr Kopf bebte, da sagte ich:

“Na gut, ich verspreche es, ich gebe mein Ehrenwort.”

“Du weißt, dass ich nicht gläubig bin. Verschwende dein Brot nicht für das Ausheben eines Grabes. Bring mich zum Leichenhaus. Erwinnere dich, dass du überleben musst. Du hast eine Tochter in der Oblast Kirow. Bring die Leiche raus auf die Straße, man wird sie auflesen ...”

Mutter starb im Waggon während unserer Evakuierung nach Sibirien im April 1942. Ich kam nicht in die Situation, sie begraben zu müssen.

Politischer Leiter

Im Frühjahr 1942 bekamen ich und noch eine Mitarbeiterin des Museums einen neuen Auftrag von der Partei: die Arbeit von politischen Leitern zu übernehmen. Uns wurde ein großes Haus mit mehreren Aufgängen an der Ecke Liteiny und Belinski zugeteilt (bzw. wir wurden ihm zugeteilt).

Die Arbeit eines politischen Leiters war vielfältig und delikat. Unsere Bezeichnung umfasste kaum alle Seiten dieser Arbeit. Wir waren auf unsere Weise die Verbindungsleute zwischen Partei und Volk. Unsere wichtigste Pflicht war es, immer bei den Hausbewohnern zu sein und auf sie nicht mit Worten einzuwirken, sondern mit direkten Handlungen, mit Hilfe, mit vorbildhaftem Verhalten.

Wir mussten so oft wie möglich “unsere” Wohnungen ablaufen, wissen, was in jeder Familie vorging, helfen, wo wir es selbst konnten, oder den Willen der Belagerten stützen, indem wir uns an verschiedene Organisationen wandten. Das half auch uns selbst, uns zu halten, ungeachtet der zusätzlichen physischen und moralischen Belastung. Unsere Arbeit führten wir individuell aus. Die Leute zu irgendwelchen Gesprächen zu versammeln war praktisch unmöglich, denn schließlich waren die Umstände bei allen verschieden.

Zu den wichtigsten Pflichten zählte das Ausfindigmachen von Kindern, die ihre Eltern verloren hatten, und sie - diese halbtoten kleinen Alten und Säuglinge, die an Lumpenpuppen mit herabhängenden Ärmchen und Beinchen erinnerten - zu einer Auffangstelle für Kinder zu bringen.

Damals im Frühling begannen die Arbeiten zur Säuberung der Straßen und Höfe von Eis, Schnee und Unrat. Die politischen Leiter machten sich mit ihren Schutzbefohlenen als erste an die Arbeit. Schaufeln und schwere Brechstangen fielen aus den schwachen Händen, aber alle wussten: Wenn wir nicht aufräumen, erwarten uns todbringende Epidemien. In den

Schneewehen wurden häufig die Leichen derer gefunden, die auf der Straße gestorben oder aus ihren Wohnungen hinausgetragen worden waren. Aber an Leichen hatten wir uns schon längst gewöhnt - sowohl auf der Straße als auch in den Wohnungen.

Ich erinnere mich an vereiste Treppen, die lediglich von nicht vernagelten Fenstern erhellt wurden. Wenn ich diese Treppen hinaufstieg, ruhte ich mich auf jedem Absatz aus. Aber ich setzte mich nicht hin, denn ich fürchtete, dass ich ohne Hilfe nicht mehr würde aufstehen können.

Schließlich soll ich ja selbst helfen. Unverschlossene Türen von riesigen dunklen Wohnungen, aus denen eine schlimmere Kälte wehte als auf der Straße. Auf den Betten in vielen Wohnungen lagen sie in Pelzmänteln und Filzstiefeln, zugedeckt mit fast allem, was sie hatten: Menschen, die noch am Leben waren - vielleicht aber auch schon tot. All das war so, wie in allen Häusern Leningrads.

Deutlicher als alles andere aber ist folgende Begegnung in meinem Gedächtnis geblieben. In einer Wohnung lebte eine Mutter mit zwei Kindern: einem Jungen und einem Mädchen im Schulalter. Einmal hörte ich mit an, wie sie ihrer Mutter Vorwürfe machten.

“Warum hast du uns zurück nach Leningrad gebracht? Damit wir verhungern? Du liebst uns nicht”, sagte das Mädchen, “du liebst nur Kolka, ihn hast du nicht hierher gebracht.”

Die unglückliche Mutter erzählte mir die heldenhafte Geschichte ...

Zu Beginn des Krieges ließ sie die beiden älteren Kinder mit ihrer Schulklasse evakuieren, den jüngeren Kolja aber mit seiner Kindergartengruppe, sodass die Geschwister sich an verschiedenen Orten wiederfanden. Die älteren Kinder (wie auch meine Tochter, die schon zur Schule ging) brachte man in die Nähe von Staraja Russa. Als bekannt wurde, dass dort bombardiert wurde, stürzten viele Mütter los, um ihre Kinder zurückzuholen. Unter großen Mühen und Risiken brachten sie sie nach Leningrad, wo viele der zurückgekehrten Kinder gemeinsam mit ihren Müttern Hunger litten und starben. Daher rührten die schrecklichen Vorwürfe.

Einige Zeit später starb die Mutter, die ihre Brotrationen ihren Kindern gegeben hatte. Die Kinder aber brachte man in die Auffangstelle.

[1] Jugendkomitee?

[2] Nischni Nowgorod.

[...]

[18] Wassili Wassiljewitsch Sacharow (1881-1942) studierte von 1904 bis 1908 an der Juristischen Fakultät, Abteilung für Volkswirtschaft, der Petersburger Universität, wobei er

sich auf Gesellschaftskunde spezialisierte. Von 1908 bis 1916 war er Lehrer in Suchumi. 1916/17 diente er als einfacher Soldat, später als Fähnrich in Petrograd. 1917/18 war er Delegierter des Petrograder Sowjets. 1917/18 nahm er auf der Seite der Bolschewiki aktiv an Kriegshandlungen teil (er war Stabschef der Truppen bei Detskoje Selo (Stadt Puschkin), an der Gatschina-Front und in Karelien). In Saratow war er 1919/20 Zeitungsredakteur, danach stellv. Leiter der Abteilung für Agitation beim Gouvernementskomitee. 1921/22 war er in Petrograd Präsidiumsmitglied des "Petroprofabr" der Abteilung Volksbildung, danach 1922/23 Instrukteur des Wirtschaftsrates im Wirtschaftsrat der Oblast. Von 1923 bis 1927 war er Vorsitzender der Revisionskommission für Produktionsverbände der chemischen Industrie im Revisions- und Kontrollbüro des Industriekontors in Nordwestrussland. 1927/28 war er Inspektor von Swirstroi. Von 1928 bis 1930 war W.W. Sacharow Prorektor des Verwaltungs- und Wirtschaftsteils am Orient-Institut. 1930/31 war er wissenschaftlicher Sekretär, 1931/32 Leiter der Abteilung für Alltagsgeschichte und 1933/34 Leiter der ethnografischen Abteilung des Staatlichen Russischen Museums. Von 1932 bis 1942 war er Leiter der Abteilung für die Oblast Leningrad und Karelien, der Kaukasus-Abteilung und der Abteilung für die Nordwestregion der UdSSR am Staatlichen Ethnografischen Museum (Personalakte von Wassili Wassiljewitsch Sacharow. Archiv des Russischen Ethnografischen Museums. F. 2. Op. 3. D. 208. L. 5 ob.)

[19] Gemeint ist die gemeinsame Expedition von J.N. Studenetskaja, W.W. Sacharow und Nikolai Erastowitsch Gerij (1909-1985) zu den Karatschaiern im Dorf Kart-Dschurt im Landkreis Utschkulan der Autonomen Oblast Karatschai-Tscherkessien (koll. Nr. 5914) und nach Nordossetien [Die Völker des Kaukasus. Katalog und Register der ethnografischen Sammlungen. Leningrad, 1981. S. 14, 19].

[20] Offenbar Nikolai Georgijewitsch Talanow (1897-1938). Er war von 1935 bis 1937 Direktor des Museums.

[21] Offenbar Ljudmila Filippowna Winogradowa.

[22] Die Troizki-Brücke.